

sammlung gemeinsam sind oder die für Christen gemeinsam sein müßten. Es gibt dafür sicherlich keine allgemeingültige Formulierung. Für weiße, westliche Christen könnte man sie aber so zu formulieren versuchen:

Es möge in Nairobi keinen Christen geben, der stolz ist auf seine Kirche, auf seine Hautfarbe, seine Rasse, sein Geschlecht oder sein Volk. Es möge aber auch niemanden geben, der sich unter kritischen Fragen und „traumatischen Erlebnissen“ wünscht, daß er *keine* Hautfarbe, keine Rasse, kein Geschlecht, keine Volkszugehörigkeit mehr habe. Kurz und einfach gesagt: Es möge in Nairobi das wahr werden, wovon der Apostel sagt, daß es schon wahr ist: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus.“ In diesem Sinne möge die Vollversammlung radikal sein und niemanden in den Unterschieden lassen oder gar festhalten, die in Christus überwunden sind, auch wenn viele noch mit ihnen rechnen. Eine weitere Hoffnung noch könnte bei weißen, westlichen Christen vielleicht lebendig werden: Es möge in Nairobi auch keinen Unterschied geben zwischen Gerechten und Ungerechten und Schuldigen, sondern nur die Einheit in dem Bemühen um die Gerechtigkeit und die Versöhnung, die der Herr selbst vollenden wird.

In Vorbereitung auf Nairobi

Betrachtungen eines Laien

VON BARBARA BRANDES

Im ersten Augenblick, als mir meine Berufung in die deutsche Delegation bekannt wurde, war ich ziemlich hilflos. Ich bin weder mit reicher ökumenischer Erfahrung ausgestattet noch habe ich teil an kirchlicher Machtausübung. Ich kann keine Gelder verteilen und kann auch nicht verhindern, daß sie verteilt werden. Ich gehöre nicht gerade zu denen, die ein Maximum an Information in ihrem Gehirn vereinigen. — Wer bin ich also als Delegierter? Aushängeschild für die „Basis“, ein Exemplar von Gemeinde, jenes Wesen, das die im Augenblick so wünschenswerte „Trilogie“ von Frau, jung und Nichttheologin auf sich vereinigt? Meine Erfahrungen vor Nairobi sind eher frustrierend als stärkend.

Man wird zum Objekt der Information und fühlt sich noch kleiner. Man weiß, daß die verbleibende Zeit bis zur Vollversammlung den eigenen Informa-

tionsrückstand nicht beseitigen wird. Es ist außerdem offensichtlich, und erfahrene Ökumeniker bestätigen das: die „Professionellen“ bestimmen den Fortgang der Ökumene oder verhindern ihn. Die sog. Laien haben notwendigerweise, schon wegen ihrer eigenen beruflichen Belastung, kaum einen Anteil daran.

Wo also könnten meine Möglichkeiten liegen, wenn ich nicht in Resignation oder einer willkommenen Gelegenheit zur Touristik untergehen will? Ich hoffe zumindest — und entnehme hieraus meine Legitimation —, daß mir irgendeine christliche, kirchliche, soziale, geistliche . . . Kompetenz zugetraut wurde. Aber wenn ja, welche?

Im Geiste rollt mein Stück erprobtes und korrigiertes Leben vor mir ab. Die äußeren Daten: Ärztin, Pastorenfrau und Mutter von zwei Kindern. Damit hängen Erfahrungen zusammen, vor allem die, Grenzgänger sein zu müssen, um alle Bereiche miteinander bewältigen zu können. Auch konfessionell bin ich zum Grenzgänger geworden und fühle mich den Beziehungen dazwischen verbunden. Manchmal habe ich den Eindruck, ich muß meine Kinder in eine katholische Schule schicken, um sie an den erlebten Unterschieden lernen zu lassen. Oft sperren wir uns selbst zu leicht in den eigenen Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten ein und lieben unsere konfessionellen Zäune zu sehr. Eine „Lehre“ findet sich immer dafür.

Ich habe es oft begrüßt, nicht nur im Bannkreis meines Mannes zu stehen, die Gefahr der kirchlichen „Inzucht“ ist groß, auch die der frommen Illusionen. An dieser Stelle haben wir in Europa noch viel von Marx und Freud zu lernen. Nach ihnen ist es unsere Aufgabe, uns immer wieder deutlich zu machen, was an unserem Leben bloßes religiöses Rückzugsgefecht ist und von Zeit zu Zeit im offenen Kampf erneuert werden muß. Verketzerung zur Abgrenzung gegen andere hilft an diesem Punkt wenig, da sie nur ein Verdrängungsprozeß der eigenen Angst ist und andere unmenschlich verletzt. Ich habe aus eigener Erfahrung den Eindruck, daß besonders Gruppen, die sich als bekennnistreu bezeichnen, für diese Verkehrung menschlichen Verhaltens anfällig sind. Der Mut, auch die eigenen Schwächen zu sehen und anzuerkennen, würde oft schon den Weg ebnen, der eine sachgerechte Benennung der Konflikte und Ängste möglich machte.

Als Ärztin mit der Fachrichtung Psychiatrie berate ich Eltern mit erziehungsschwierigen Kindern. Im Rahmen dieser Arbeit bin ich es gewohnt, weniger von den wünschenswerten Idealzuständen zu reden, als vielmehr vorhandene unterschwellige Konflikte und Ängste verbalisieren zu helfen. Oft zeigt es sich, daß lebensnotwendige Konfliktfähigkeit, um etwa gesunde Kinder aufwachsen zu

sehen, erst mühevoll erlernt werden muß. — Der Lebensraum wird heute für den einzelnen enger, er stößt schneller als in früheren Zeiten an die Interessen eines anderen. Aggressivität ist das meistgenannte Symptom in der Aufzählung von Störungen bei Kindern. Die vielen auch nicht verfolgbaren Kindesmißhandlungen weisen auf die vielfach vorhandene Unfähigkeit der Erwachsenen hin, mit der eigenen Aggressivität umzugehen.

Eberhard Jüngel hat in seinem bekannten Vortrag vor dem Evangelischen Arbeitskreis der CDU davon gesprochen, daß es „einer außerordentlichen Anstrengung der Menschheit zur Selbstbeherrschung bedürfe“. Doch wie sollte solches schon angesichts der oben beschriebenen Unfähigkeiten erreichbar sein?

Ein Schulleiter beklagt sich darüber, daß die soziale Kompetenz als Lernziel neben der Forderung nach Leistungen die Schule überhaupt noch nicht erreicht hat. — Eine Kindergärtnerin stellt fest: es sei doch wohl verantwortungslos, Kinder zur Partnerschaft und zur Mündigkeit zu erziehen und dabei zu übersehen, daß diese Kinder spätestens im Schulalter in ein Leistungssystem eintreten, in dem Konkurrenz und Erfolg und nicht Partnerschaft oder das Recht des anderen gefragt sind. Wir Erziehungsbeflissenen wissen, der Mensch braucht für seine positive Entwicklung Erfolgserlebnisse. Die Mißerfolgserlebnisse hingegen und deren Folgen haben wir den Spezialisten, Versorgungsämtern und -einrichtungen überlassen und solches als individuelles Versagen angesehen. — Können wir es uns in Europa noch länger leisten, ein erfülltes Leben an den Erfolgreichen zu messen? Müssen wir nicht angesichts der Weltlage Abschied nehmen von einem Lebensstil, der nur Expansion in allen Bereichen kennt? Oft habe ich den Eindruck, daß wir zwar nach außen hin kaum noch als Kolonialherren auftreten, daß unsere Verhaltensmuster bis in die individuelle Lebensführung hinein aber noch weitgehend von solchem Denken geprägt sind. Und sei es nur, daß wir meinen, die denkerisch und theologisch Überlegenen zu sein. In bezug auf einige Sektionen in Nairobi habe ich deshalb die Befürchtung, daß solcher verkappter „weißer Rassismus“ unsere Unfähigkeit, bestehende Konflikte partnerschaftlich zu lösen, zutage fördern wird.

Ich erhoffe mir für Nairobi, und nur dann werden wir dort weiterkommen, daß wir von der bloßen emotionalen Frontstellung zum Bewußtmachen der Unterschiede und Erwartungen aneinander kommen werden. Dies betrifft nicht nur unsere Lieblingsdebatte um das Antirassismus-Programm in der Sektion V, sondern alle anderen Sektionen ganz genauso.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß dieses alles eine Frau schreibt. In der Vergangenheit wurde uns in diesem Land die Entwicklung und Bewahrung der

inneren Werte zugeschrieben. Selbst wenn dieses eine Rolle geworden ist, die uns beschränkt hat, sie bedeutet aber nicht ohne weiteres Unfreiheit. Unfreiheit könnte sie nur bedeuten, wenn man uns nichts anderes zutrauen würde. Dies mag an vielen Stellen so sein, vor allem im beruflichen Leben, und die Kirche macht hier keine Ausnahme. Müßten wir aber deshalb jetzt in das Gegenteil verfallen und unbedingt dem expansionistischen Verhalten einer weitgehend männlich geprägten Welt, die in der äußeren Machtausübung die Erfüllung ihrer Wünsche sieht, nacheifern? Eine Amerikanerin hat sich im Vorbereitungs-material für die Sektion V darüber beklagt, daß die Frauen eine „Nichtgeschichte“ auszeichne. Für Europa stimmt dies nicht. Ich vermute, daß über die Frauen in der Geschichte, vor allem auch hinter den Kulissen, eine sehr ausführliche Geschichte geschrieben werden könnte.

Gegenüber Frauen aus der Dritten Welt und schon aus dem südlichen Europa genießen wir doch schon seit einiger Zeit den Vorzug, fast alle einen Beruf zu haben. Außerdem haben wir die Möglichkeit, unser Leben weitgehend zu planen und damit die äußeren Bedingungen für unsere Selbstverwirklichung gestalten zu können. Ob wir mit dieser Freiheit umzugehen wissen, ist eine ganz andere Frage und liegt nicht nur an Unterlassungen unserer Umgebung. Für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, daß solche Selbstverwirklichung nur möglich ist im partnerschaftlichen Umgang mit dem Ehemann und den Kindern, dieses aber bedeutet, auch Kompromisse zu akzeptieren. Vieles im beruflichen wie im familiären Bereich ist noch verbesserungswürdig, jedoch möchte ich darüber meinen biologischen Unterschied nicht vergessen.

Einige von uns wären sicherlich auch bereit, die Erfahrung weiterzugeben, die besagt, daß auch in der zweiten und dritten Reihe ein sinnvolles Leben möglich ist. Vielleicht ist es gerade die Stärke mancher Frauen, die über der Erfahrung der ihnen eigenen Grenzen lernen, Konflikte auch einmal zu ertragen, und ich würde entschieden widersprechen, wenn jemand behaupten würde, solche Frauen seien in jedem Fall unfrei. Hier stellt sich für mich die Frage, ob wirklich die Freiheit, die Jesus gemeint hat, und politische Befreiung immer ein und dasselbe sind.

Während der Vorbereitungsstagung am Anfang dieses Jahres in Arnoldshain lernten wir ein sehr eindrückliches Gedicht aus Afrika kennen, das den oben genannten Zusammenhang deutet:

Sprecher:

Über die Kraft der Liebe

(für alle jene, die niemals berühmt sein werden und darüber unglücklich sind)

Wälder sind — viele Bäume zusammen,
nur wenige von ihnen sind der große „Mugumbo“.
Nicht jeder Fluß und Strom in Afrika
ist der Nil, der Niger und der Kongo
und ebenso sind nicht alle Blumen die Rose.

Wir können nicht alle Millionäre sein,
Shakespeares, Topstars und Astronauten.
Wir können nicht alle Schönheitsköniginnen sein,
Goldmedaillengewinner,
Oscar- und Nobel-Preisträger.
Wir können nicht alle Heilige, Päpste und
Seliggesprochene sein.

Wir haben nicht alle die Macht
zu herrschen oder zu regieren,
Gesetze zu machen oder sie zu ändern,
diese Macht ist nicht für alle.
Die Macht, Millionen Verhungender zu sättigen,
das Kind vorm Tode zu bewahren.
Diese Macht ist nur für wenige.
Der kleine vor sich hingluckernde Bach
gibt dem ganzen Dorfe Leben,
der junge Akazien-Baum in der Savannah
gibt dem müden Wanderer Schatten
und sogar das kleinste aller Blütenblätter
ist eine Schönheit.

In unseren beiden Händen
halten wir eine große Kraft,
und diese Kraft, die ist für alle.
Diese Kraft ist Liebe.
Du und ich und jene
wir alle besitzen diese Kraft
um Glückhsein um uns herum zu verbreiten,
die Kraft, die Tränen in Lächeln zu verwandeln,
Trauer in Lachen,
Weinen in Singen.
Liebe ist die größte Kraft.
Liebe ist die Mutter von dem Glückhsein.
Liebe dringt hindurch,

wo Haß nicht zünden oder Feuer fangen kann.
Liebe ist ein Wunderwirker,
damit kannst du ein trauriges, schweres Herz
leicht machen.

Nutz die Kraft der Liebe,
bring Glückliche zu anderen.

Wenn du andere glücklich machen kannst,
dann hast du größere Kraft als Staatsmänner,
Filmstars, Athleten, Wissenschaftler, Dichter
und Denker alle zusammen.

Natürlich muß im gleichen Atemzug ergänzt werden, daß solche Liebe mißverstanden wäre, mobilisierte sie nicht alle unsere Kräfte gegen Hunger und Ungerechtigkeiten. Darüber hinaus habe ich den Eindruck, daß wir in Europa erst lernen müssen, die Christen in der Dritten Welt wirklich als Partner zu akzeptieren. Wir müssen lernen, Vertrauen statt Bedingungen in sie zu investieren. Hier sehe ich den Sinn einer solchen großen Versammlung wie der kommenden in Nairobi, daß auch einiges an bisherigem Verhalten gegeneinander in der direkten Begegnung unmöglich wird. Dieses wäre allerdings ein Schritt auf dem Weg, der den Christen eine gemeinsame Chance zum Leben eröffnen könnte. Genau an dieser Stelle ist die Losung „Christus befreit und eint“ für mich Herausforderung und Zumutung zugleich.

Die Losung birgt aber auch die Gefahr in sich, zu falschen Harmonisierungen zu führen und einerseits in politische Programme mit religiösem Einschlag, andererseits in fromme Illusionen umgemünzt zu werden. Im Augenblick habe ich diese Sorge weniger, nachdem ich das Konzept für das gottesdienstliche Leben in Nairobi gesehen habe. An Substanz ist dieses Material in seiner Vielfalt und Dichte der Überlegungen mit das Beste, was ich bisher aus Genf vorgelegt bekommen habe. Hier scheint einiges an sehr intensiven Erlebnismöglichkeiten auf uns zu warten.

In diesem Artikel habe ich nach meinem Beitrag für die Vollversammlung gesucht. Ich habe im Vorbereitungsprozeß bisher begriffen, wie wenig an Voraussage oder auch Festlegung auf bestimmte Punkte möglich ist. Die Nacharbeit von Nairobi wird für uns und die Gemeinden sehr viel mehr an Konsequenzen beinhalten. Ich habe hier versucht, meine Haltung zu reflektieren und bin dabei in letzter Zeit immer wieder auf Menschen gestoßen, die ähnlich denken. Ich meine, solche Überlegungen sind auch ein Stück europäischer Kultur. Vielleicht sollten die Frauen mit der Erfahrung ihrer Grenzen ein bißchen mehr Selbst-

bewußtsein entwickeln, ich meine, es lohnt sich, solche Haltung mit in die Zukunft einzubringen, weil sie anderen, auch in Europa, eine Chance zum Leben eröffnet.

„Fünf Wünsche“

VON RUDOLF HINZ

Nach den eigenen Erwartungen und Hoffnungen im Blick auf die V. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Nairobi befragt, sieht man sich als Delegierter sehr schnell in der Rolle des Vermittlers von Erwartungen und Hoffnungen der für die Vorbereitung der Vollversammlung Verantwortlichen. An dieser Vermittlung von „oben“ nach „unten“ hat sich trotz der ernsthaften Versuche, bei der Vorbereitung die Mitgliedskirchen stärker einzubeziehen, nicht viel geändert. Daher bleibt einem Delegierten die Aufgabe, beides zugleich zu sein: Vertreter seiner Kirche und Vermittler der Ökumene; letzteres trägt bei einem Referat vor einem Pastorenkonvent, das ich am 9. April in der Propstei Stormarn gehalten habe und im folgenden verkürzt wiedergegeben ist, natürlich das Schwergewicht:

Als die nächste große Vollversammlung des Weltrates der Kirchen noch für Jakarta in Indonesien geplant wurde, las ich in einem der Vorbereitungstexte, daß man sich doch einmal klarmachen muß, was es bedeutet, wenn man sozusagen vor Maos Haustür behauptet: „Jesus Christus befreit und eint“. Für uns mag dieser Satz schon ein geläufiges, geistliches Wort geworden sein, ein Nichtchrist hört diese herausfordernde Verkündigung sicher deutlicher! Und wer sich die Wirklichkeit der Kirchen in unserer Welt ansieht, kann diesen Satz nur als Hoffnung verstehen, eine Hoffnung gegen den Augenschein, gegen die Wirklichkeit einer zerrissenen Christenheit. Eine zerrissene Christenheit in einer zerrissenen Welt, das ist denn auch für mich das eigentliche Hintergrundthema der gegenwärtigen ökumenischen Diskussion und der nächsten Vollversammlung. Nairobi wird nur dann die Wirklichkeit der Mitgliedskirchen repräsentieren und einen Schritt auf Befreiung und Einheit hin bewirken, wenn diese Zerrissenheit auch zur Sprache kommt, wenn die Konflikte offen ausgetragen werden, und nicht etwa nur dadurch, daß eine Mehrheit fortschrittlicher Delegierter diese Konflikte „behandelt“.

Daran kann sich — und hat sich bereits! — ein wichtiger Lernprozeß entzünden: „Caught in a web“ lautete der Titel einer ökumenischen Publikation: